

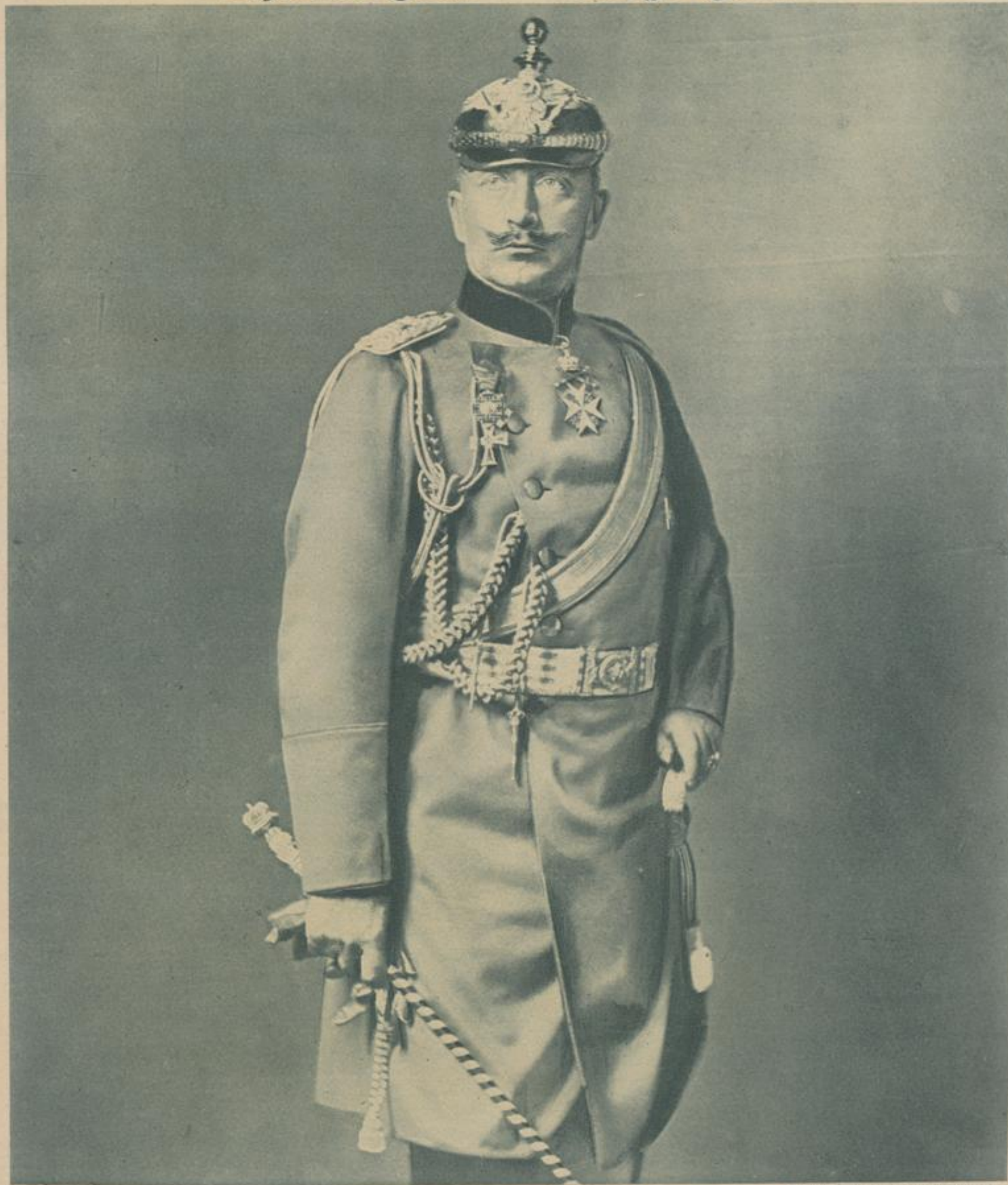
II. Jahrgang.
No. 32

6. August 1914.
Einzelpreis 10 Pfg.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main

Schwere Zeit! — Große Zeit!



Kaiser Wilhelm in Artillerieuniform.

Nach einer Originalaufnahme von W. Meyer, Berlin.

Der Krieg mit Serbien.

Die Ereignisse der letzten Tage sind außerordentlich gewesen. Das ganze öffentliche Leben ist von den Ereignissen beherrscht. Die anhaltende Spannung bringt die Bevölkerung dauernd in Bewegung. Vom Kriegsausbruch bezw. von den Aufmärschen sind die ersten Bilder eingetroffen. Während Oesterreich-Ungarns Truppen Serbien von der Donau und der Save her bedrohen, scheinen die Streitkräfte Serbiens (und Montenegro?) sich auf das Ueberschreiten der Drina vorzubereiten, und so richtet das Interesse sich gegenwärtig auf die Grenzflüsse Serbiens gegen Oesterreich. Die Rolle, die Save und Donau im Norden spielen, übernimmt an der serbischen Westgrenze die Drina, die die Wässer Montenegro der Save zuführt. An der bosnisch-montenegrinischen Grenze vereinigen sich die Tara und die Piva, zwei klare Bergströme, zur Drina. Die Drina durchfließt zunächst im Bogen das bosnische Waldland, und wenn man sich dem Orte Luka nähert, von wo aus sie bis zur Vereinigung mit der Save die



Der serbische Generalstabschef Putnik, der von den Oesterreichern wieder freigelassen wurde.

serbisch-österreichische Grenze bildet, sieht man jetzt über dem Drina-Defile die Häupter in der Reihe der serbischen Grenzwächter: die kleine und große Gostilja, den Janjac, die Blasinista-Mava und dann den zweifach gegipfelten großen Stolica. Seine der Drina zugewandten breiten Hänge erheben sich immer wieder zu neuen Spitzen, bis endlich der Stolica, den Gostilja bildend, in platten halbkreisförmigen Wänden ganz zur Drina niedersteigt. Diese umklammernd, wendet sich nun die Drina in einem rechten Winkel gegen Ost; die linken Ufer drängen sich plötzlich auch in jähren Formen heran, den Fluß bis zu einer Breite von 10 bis 12 Metern zusammenpressend, und in tosenden Wirbeln jagen die Wasser durch die Engen. Das ist der berühmte Slap, der grimmigste Feind der Fährer und bei hohem Wasserstande ganz unpassierbar. Umgekehrt bringt der einige Kilometer westlich liegende Pripeck Slap mit seinen haushoch aus dem Wasserspiegel ragenden Riffen und dem starken Fall bei niedrigem



Phot. Gauden, Berlin-Zähnde.
Oesterreichischer Feldküchenwagen.



Phot. Berliner Zucht-Gesellschaft.
Oesterreichische Pioniere schlagen eine Brücke über die Donau.



Phot. Gauden, Berlin-Zähnde.
Die Post wird verständigt.



Phot. Trampus.
Die Brücke von Semlin nach Belgrad wird von österreichischen Soldaten bewacht.



Phot. 9H. Mel. Varie.

Der russische Generalissimus Großfürst Nicolas.

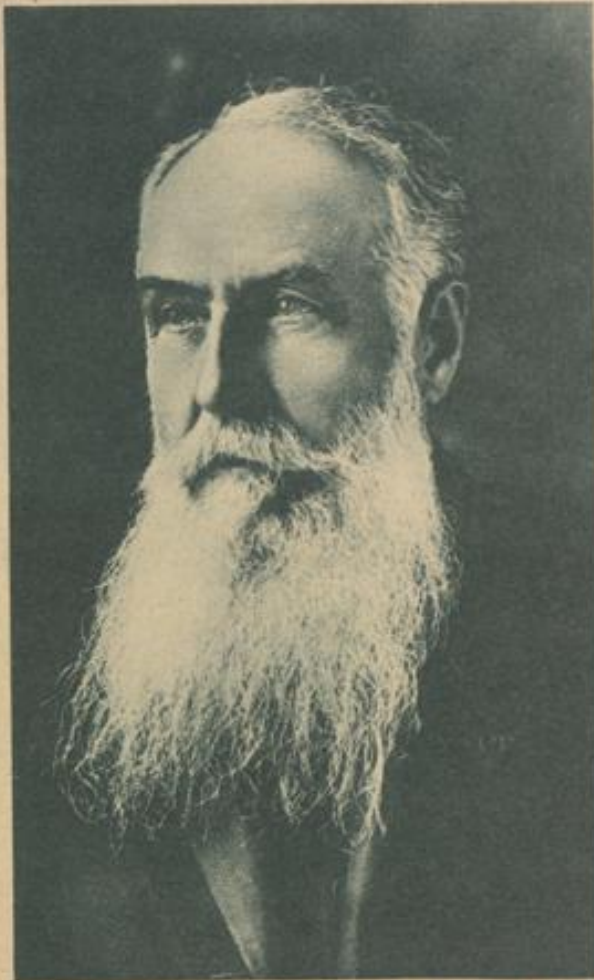
Wasserstände dem Schiffer Verderben. So verlangt eine Floßfahrt auf der Drina zu jeder Jahreszeit geschickte Schiffer, und doch ist das nicht ungefährliche Floß bisher das einzige Mittel, um die Drina in all ihren Verästen aufzusuchen, denn vom Slop abwärts werden ihre Ufer vollständig ungangbar. Der Eindruck des Bildes wird noch durch die wilde Zepa verstärkt, die grünglühend in einer finsternen Felsenrinne aus dem Bärengebiete des Podzeplje vom linken Ufer herabkommend hoch über die wasserfallähnliche Zepamündung schwingt sich der steinerne Spitzbogen einer alten türkischen Brücke, die, von Grün umrankt, die auseinandergerissenen Uferwände abermals verbindet. Der schmale Fels-



Phot. Berliner 35-464.

Serbisch-montenegrinische Verbrüderung:
Kronprinz Alexander und König Nikita.

pfad gleitet vom Ficht auf die Brücke nieder und führt dann steil aufwärts, direkt hinein in die Javor-Planina, durch die der kürzeste Weg nach Zrebrenica führt. Ueber Perg und Tal, über Gipfel von mehr als 1500 Meter Höhe, wie der Jez, dessen Hängen die Jepsa entspringt, wagt hier das Waldesmeer. Da ist die kalte, wasserreiche Studena Gora mit ihren endlosen Hochplateaus und das zerrissene Jezagebiet. Eine halbe Stunde unterhalb Luta werden die Drina-Ufer zu vertikalen Wänden, zwischen denen das Wasser wie in einem Kanal dahinschießt. In launischem Spiel zerfallen die bosnischen Ufer bald wieder in grüne Regel und Kluppen: unerschütterlich aber ziehen die stellenweise an tausend Meter hohen ferkischen Wände weiter, deren Höhenrand den Beginn oder, weiter Plateaus bedeutet. In deren Schatten liegen auch die auf Steilseglern nebeneinander postierten Schwestertrümmen Klosevac und Gjurgjevac. Nun heßt sich die Landschaft immer mehr auf. Den flachen Ufersaum decken Wiesen, Mais- und Tabakfelder. Inzuletzt stehen längs des Ufers kleine Gruppen römischer Grabmale, halb vom Humus überdeckt, vom Weichdorn und der großblütigen Distel verflechtet und von dufenden Wipfeln uralter Kufsbäume überwölbt. Wo das Waldesrauschen erstickt und zum letztenmale Uferschroffen grau und tief in die Drina tau-



Phos. Mannur. Paris.

Eine neue Aufnahme des serbischen Ministerpräsidenten
Dschitsich, einer der populärsten Persönlichkeiten in Serbien.

chen, da macht diese um einen vorfallenden Fels einen Bogen in das serbische Land hinein. „Divic“ heißt der Ort, wohl von „Divno“ = wundervoll. Und gleich darauf klettern Türme, Mauerwerke und zerbrochtes Gebäu in wirrem Durcheinander aus dem Wasserspiegel die hohen verwitterten Felswände hinein, und gleichsam aus dem nördlichen Ufer-Burglore ins Freie eilend, legt sich ein nördlichen Ufer-Burglore ins Freie eilend, legt sich ein altes Städtchen mit rebenumspunnenen Häuschen lang und schmal längs des Flusses hin. Auch drüben ragen aus dem üppigen Grün der serbischen Ufergelände Mauerreste auf.



Prod. Berliner 34-86.

Die Demonstrationen in Belgrad nach der Kriegserklärung.



v. Müller, Chef des Marinekabinetts.

Mobilmachung!



Generalstabchef v. Moltke.



General v. Heeringen.

Aus der Geschichte der Mobilmachung.

Das schwerwiegende Wort Mobilmachung ist in diesen Tagen von Unzähligen mit banger Spannung ausgeprochen worden. In unserem Zeitalter der Telegraphen und Eisenbahnen können die bis an die Zähne gerüsteten Völker mit beängstigender Schnelligkeit die Wehr zum Weltkrieg umgürten. In früheren Zeiten dagegen ging eine Mobilmachung sehr langsam von statten, und je primitiver die Heeresverfassungen waren, desto weniger war man auf eine schnelle Kriegsbereitschaft gefaßt. Tacitus schildert uns, wie die germanischen Krieger aus ihren weit zerstreuten Hütten über die Wald- und Sumpfpfade mühsam zu dem Versammlungsplatz der Gauemeinde vordringen und wie erst nach dieser umständlichen Sammlung die eigentliche Heeresfahrt begonnen wird. Rascher waren schon die Gefolgshäufen auf dem Plan, die sich um einen Gaufürsten scharten, ihm schon im Frieden als getreue Waffenbrüder zur Seite standen und daher im Kriege sogleich als sein ständiges Heergeleit mit ihm auszogen. Auch ihre Bereitschaft stand freilich zurück gegen ein stets schlagfertiges Berufsheer, wie es die Römer der Kaiserzeit besaßen; Rom hielt ungefähr 50 000 Mann stets zum Ausmarsch bereit, und diese Zahl ließ sich bei Bedarf in großartigem Maßstabe durch die vielen berufsmäßig ausgebildeten Krieger vermehren, die das ewig in Kriege verwickelte Reich bevölkerten und bei einem Aufruf sogleich unter die Standarten strömten. Im Deutschland des Mittelalters wurde alljährlich einmal der Heerbann vom König zu einer allgemeinen Versammlung einberufen; die Gaugrafen verkündeten den Mann in ihrem Gebiet und beauftragten die Rüstung der Einzelnen. Die Mitglieder des Heerbannes verpflichteten sich durch einen feierlichen Eid, dem König die Kriegshilfe zu leisten, und bevor ein Kriegszug begann, wurde noch im 12. Jahrhundert erst eine allgemeine Versammlung abgehalten, die die Heeresfahrt beschloß. Der regelmäßige Jahresbann auf dem Reichsfeld war damals bereits aufgegeben. Der Kriegsbefehl des Königs ging nach der Heeresordnung des Mittelalters an die Herzöge, Grafen, Bischöfe und Äbte, die in eigener Person die ihnen auferlegten, nunmehr zahlenmäßig festgesetzten Kontingente herbeiführten. Poten riefen die Heeresfahrt im ganzen Lande aus und befahlen sich zu rüsten und zu bestimmter Zeit an einem



Eingezogene Mannschaften marschieren zum Bahnhof.

Phot. Hof. Berlin.

Sammelplatz einzufinden. Ungevorsame und Säumige wurden mit strengsten Strafen, so dem Abhauen von Gliedern, bedroht. Genaue Verzeichnisse der zum Kriegsdienst Verpflichteten sorgten dafür, daß keiner sich drückte; französische Musterrollen sind uns noch aus dem Jahre 1214 erhalten. Waren alle Truppen zusammen, dann fand eine Musterung statt, und das Heer wurde nur noch zusammen eingeübt. Dieser schwerfälligen Art der Mobilmachung stellten die Schweizer, die man als die ersten modernen Soldaten der neueren Kriegsgeschichte bezeichnen muß, einfachere Formen gegenüber. Die wehrhaften Männer wurden durch Hochwachen mit Feuer und Rauch und durch Eilboten zum „Landsturm“ sehr schnell unter die Waffen gerufen, und fand ein „Auszug“ statt, so strömten die Freiwilligen freudig zu dem „Landpanner“, oder es wurden einzelne Fähnlein gesammelt, aus denen sich im 15. Jahrhundert allmählich die Verfassung der Landsknechtorden ent-

Was das Odol besonders auszeichnet vor allen anderen Mundreinigungsmitteln, ist seine merkwürdige Dauer-



wirkung, die aller Wahrscheinlichkeit nach darauf zurückzuführen ist, daß sich das Odol beim Mundspülen förmlich in die Zähne und die Mundschleimhaut einfaßt, diese gewissermaßen imprägniert und so gleichsam die Mundhöhle mit einer mikroskopisch dünnen, aber dichten antiseptischen Schicht überzieht, die noch Stunden lang, nachdem man sich den Mund gespült hat, ihre Wirkung äußert.

Diese Dauerwirkung besitzt kein anderes der für die tägliche Mund- und Zahnpflege überhaupt in Betracht kommenden Präparate. Sie gibt demjenigen, der Odol täglich gebraucht, die Gewißheit, daß sein Mund Stundenlang geschützt ist gegen die Wirkung der Gärungstoffe und Fäulniserreger, die die Zähne zerstören.

Preis: 1/2 Flasche (Monate ausreichend) M. 1.50, 1/2 Flasche M. —.55.



Phot. G. Vöhrner, Wien.
Armeeinspektor General Moritz Ritter
von Ruffenberg.

widelte. In der Epoche dieser kühnen Söldnertruppen, die bis zum Dreißigjährigen Krieg währte, ging die Mobilmachung in der Weise vor sich, daß der kriegsführende Fürst durch einen „Verfallungsbrief“ einen namhaften Heerführer zum Feldobersten berief, der seinerseits wieder einzelne Obersten beauftragte, „Regimenter aufzurichten“. Nun lief die Werbung durch Stadt und Land; das Werbepatent wurde „umgeschlagen“, d. h. bei Trommelschlag verlesen und der Werbepflicht aufgestellt. Die Landsknechte waren rasch zur Hand, aber im Laufe der Zeit wurden sie immer zügelloser, immer übermächtiger und so unerschwinglich teuer, daß im 17. Jahrhundert einsichtige Fürsten ein „Landesdefensionswesen“ zu errichten strebten. Diese Heeresaufgebote, die nun wieder in Kraft traten, ließen darauf hinaus, daß jede Feuerstätte einen tauglichen, wohlgerüsteten Mann im Kriegsfall stellen sollte, der in die Musterrolle eingetragen war. In Oesterreich wurden alle

diese Dienstpflichtigen jährlich zweimal versammelt, aus den Rüstkammern mit Waffen versehen und eingeübt. Die Einberufung im Kriegsfall aber, die nur durch einen Beschluß der Stände erfolgen konnte, war zu weitläufig und erwies sich den harten Anforderungen der Wirklichkeit gegenüber als völlig unzureichend. Besonders schlimm war es mit der Mobilmachung im heiligen römischen Reich deutscher Nation bestellt, denn die „Reichs-Operationskasse“, durch die sie beverfestigt wurde, war immer leer, und zudem hatten sich viele Stände durch „Moderationen und Exemtionen“ überhaupt von der Kriegspflicht befreit. Ein stehendes Heer war daher die einzige Rettung, und wirklich wurde in Frankreich unter Ludwig XIV. eine ständige Heeresorganisation geschaffen, die zunächst 72 000 Mann betrug. Diese Macht war stets marschbereit, und sie wurde beim Ausbruch eines Krieges nicht bedeutend vermehrt. Beim Ausbruch des Spanischen Erbfolgekrieges wurden z. B. die Infanterielkompanien von 35 auf 45 Mann gebracht, was sehr schnell ging; mit den Milizen und dem Aufgebot des Adels rechnete man nicht mehr. Wie bei den Kriegstaten des Sonnenkönigs, so lag auch das Geheimnis der Größe Preußens in einer stets bereiten stehenden Armee, die der „Soldatenkönig“ Friedrich Wilhelm I. schuf und Friedrich der Große zum Siege führte. Vermöge seines sorgfältig durchdachten und mit



Phot. G. Vöhrner, Wien.
Armeeinspektor General der Kavallerie
Rudolf Ritter von Brudermann.

eiserner Energie durchgeführten Kantonsystems konnte das preußische Heer binnen kurzem schlagfertig dastehen, und unter Friedrich dem Großen hat sich dies Mobilisierungssystem glänzend bewährt. Der Kompaniechef hatte dann im Nu seine etwaigen Umlauber und „unsichern Kantonsisten“ beisammen. Auch in den Kriegen des 19. Jahrhunderts ist Preußen imstande gewesen, sehr schnell zu mobilisieren, obwohl es 1866 seine straffere Organisation und die reichere Entwicklung seiner Eisenbahnen Oesterreich gegenüber nicht recht ausnützte. 1870 wurde die sonst trefflich organisierte Mobilmachung Frankreichs durch den Geldmangel bei der Intendantur behindert. Wie langsam auch in unserer modernen Zeit die Mobilisierung vor sich gehen kann, lehrte der russisch-japanische Krieg, bei dem die Japaner erst ein Vierteljahr nach Beginn der Feindseligkeiten eine Armee von 36 000 Mann gegen die noch immer nicht fertigen Russen führten.



Phot. Traupna, Paris.
Generalstabschef Conrad von Hötzendorf beim Studium der Karte.



Abmarschbereit: Oesterreichische Offiziere beim Kaiserhof.

Der Herzog von Sorfona

Roman von Carl Graf Scapinelli

(22. Fortsetzung).

Prinz Petro war einsilbig geworden, und da er fühlte, wie Herr Miarotti ihn misstrauisch betrachtete, als suche er ein Geheimnis zu ergründen, sagte er:

„Was sich so Dinger einbilden!“

Aber Miarotti blieb ernst, plötzlich fragte er den Prinzen halblaut: „Wenn das wahr ist, warum ziehen Sie denn mit zweien herum und brüskieren die gute Gesellschaft?“

Da erwachte in Petro wieder das Mißtrauen gegen alle früheren Bekannten, und er sagte mit fast süßsamem Lächeln:

„Nein, nein, Herr Miarotti, Sie können versichert sein, es ist nicht wahr. Die zwei kleinen Dinger sind mir recht. Reizende Mädchen, ja, amüsant, lustig und gar nicht aufdringlich. — Sie sehen, sie lassen mich allein, so oft ich will!“

„Die wollen Sie — gestatten Sie mir, das ehrlich zu sagen — doch ausnützen!“

„Mein Gott, jeder Mensch nützt den anderen aus!“

„Und doch begreife ich Sie nicht! Ein junger Herr mit Ihrem Titel, mit Ihren Mitteln!“

„O, bitte, der Titel ist nicht sehr lursfähig, und die Mittel sind lange nicht so groß, wie Sie glauben. Ich habe doch, so weit es möglich war, den Schaden in Sorfona gut gemacht!“

„Man ist auch darüber allgemein sehr erfreut gewesen. Ich kann Sie dessen versichern. Aber das alles fällt doch nicht Ihr Leben aus!“

„Warum nicht, ich bin vollauf damit beschäftigt!“

„Da haben Sie höchstens eine schlechte Zeiteinteilung!“ sagte Miarotti lachend. „Oder Sie halten die Nacht für den Tag! Ich sehe ja ein, ein junger Mann, der manche Enttäuschung erfahren — gut, er will vergessen. Aber es gibt doch andere Wege dazu!“

„Mir behagt dieser am besten, Herr Miarotti!“ Es klang scharf und abweisend. Prinz Petro hatte keine Lust, wieder Ratsschläge zu hören.

„Apropos. — Wir trinken noch eine Flasche. Ich möchte doch meinen Damen im nächsten Brief erzählen, daß wir einen gemächlichen Abend zusammen verbracht haben — ich darf doch Ihre Grüße beifügen?“

„Ich bitte darum!“ Es klang frostig.

„Soll ich das Lokal nennen, wo wir uns trafen?“

„Wie Sie wünschen, Herr Miarotti! Wenn Sie es für passend finden?“

„Aun, daß ich kein Eugendheld bin, wissen ja die Damen, aber an Ihr Präbikat haben sie wohl kaum je geglaubt. Isabella hatte mir einmal beinahe die Augen ausgekratzt, als ich Sie für einen Lebprinzen erklärte. Drum wollte ich Ihren Nimbus nicht zerstreuen!“

„O, bitte, wenn Sie glauben, daß ich den Titel verdiene — dann lassen Sie ihn mir ruhig. Ich bin sogar stolz darauf. Ja, — so was will auch verdient sein!“

Sie tranken, stießen wieder an.

Die Mädchen ließen sie allein. Selbst Miarotti fühlte, irgend ein Abglanz fiel vom Prinzen auf ihn — in deren Augen. Wenn er auch zehnmal reicher und ebenso elegant war wie dieser, — sie sahen in ihm nur einen Begleiter des Prinzen.

So ganz glaub' ich doch nicht an Ihr Lebprinzentum. Es ist natürlich prinzipielle Gegnerschaft. Wie immer bei mir. Ich möcht' es gar nicht glauben!“

Sie — sollen es aber — Sie sollen es, Herr Miarotti!“

„Herrgott, sind Sie ein eigensinniger Mensch!“

„Ich will aber nicht, daß man an mir immer zweifelt. Ich will tun und lassen, was ich will, und will für den gelten, der ich bin!“

So plauderten sie fort, Prinz Petro ein wenig gereizt, verärgert, daß er aus dem Mlet gerissen worden war, daß sein Lebensretter ihm nicht alles glauben wollte, und Herr Miarotti ein wenig ironisch und doch unsicher. Der junge Herr interessierte ihn. Er kannte sich in ihm nicht aus.

Spät, spät des Morgens trennten sie sich. —

„Aun haben Sie mich zum Bummeln und Lumpen verführt, königliche Hoheit. Es war mir wirklich ein Vergnügen. Nein, ohne Redensart — ich wußte gar nicht, was für einen netten Herzog meine Landsleute ziehen ließen. Ja, meine Damen hatten da wieder einmal recht, und ich hoffe bestimmt, daß wir uns hier öfters treffen werden, wenn Sie da sind. Ich werd's schon so einteilen, daß Ihre neue Würde nicht zu sehr in den Vordergrund tritt!“



Sächsische Schweiz. Wehlen a. d. Elbe.

Phot. Oscar Kutzsch. Dresden N.

„Sagen Sie ihnen ruhig, daß ich mich um den Titel bemühe!“ betonte er.

Niemand sollte an seiner Lebemannsart zweifeln. Alle sollten es wissen — auch Isabella Miarotti.

XV.

Der Vater Miarotti hatte allerdings keine Ahnung, wie tief in Isabella die Reigung für Petro sah. Die Mutter und die Tochter hatten es ihm wohl geheim gehalten, schon um seinen Zorn nicht heraufzubeschwören. Sie hatten ihm nur erzählt, daß sie durch die Prinzessin Wetterstein mit dem Prinzen bekannt geworden seien und daß er sich sehr charmant gegen sie benommen. Es war klar, daß sie ihn daraufhin baten, das Leben des jungen Herzogs zu schützen.

Die Mutter freilich hatte bald schon nach dem Rennen in Baden-Baden gemerkt, wie es um ihre sonst so lähle und heitere Tochter stand. Hätten sie nicht die Tränen auf der Heimfahrt von Iffezheim überzeugt, so würde der Schrecken Isabellas, als Prinz Petro plötzlich telegraphisch abgerufen wurde, es ihr verraten haben.

Seit jener Stunde war das sonst so lustige Mädchen ganz verändert. Wie stark sah sie den anderen gegenüber — stumm ging sie nach Hause — nur durch die Tür hatte die Mutter dann des Nachts ihre einzige Tochter leise weinen hören — weinen vor Sehnsucht und Kummer über ihn. Freilich, hundertmal hatte sich Isabella in dieser Nacht gesagt, daß er sie liebe, daß er ihr's während des Feuerwerks zugeflüstert, — aber sie hatte auch mit dem scharfen Blick der Liebenden bemerkt, wie ihn das Telegramm aus allen Wolken riß, — wie alles, auch sie, jäh für ihn zurücktrat und nur die Gedanken an die allgewaltige Großmutter und an Sorfona ihn beherrschten.

Wenn er jetzt wirklich da hinabginge, — wenn er Herzog wurde — was war dann? Und wenn er verlor, — dann würden sie ihn gefangen nehmen, hinrichten vielleicht — ihn, der ihr das Liebste auf Erden war.

Von der Prinzessin suchte sie möglichst alles am nächsten Tage zu erfahren. — Aber auch die neuen Nachrichten konnten sie nicht beruhigen.

Sie wollte an den Vater telegraphieren, für Petro einzutreten, selbst auf die Gefahr hin, daß er ihr als Sieger erst recht entchwände — um ihn zu Ehren zu bringen, um ihn groß zu sehen. — Dann hätte sie leichter darauf verzichtet. Aber gleich fiel ihr wieder ein, daß sie damit indirekt Verrat übte, seine Feinde von seiner Reise in Kenntnis setzte, und darum schwieg sie erst recht; ihre Erregung steigerte sich, — sie ging kaum mehr aus, trotz dem gütigen Zureden der Mutter.

Sie ließ sich alle in- und ausländischen Zeitungen kommen, die in dem Hotel auflogen — während die anderen zum Rennen fuhrten, blieb sie in Baden-Baden. Heimlich, verstoßen ging sie in die Stadt, und endlich nach einigen Tagen las sie es auf den angeschlagenen Depeschen: daß in Sorfona Kampf und Krieg ausgebrochen sei. Sie dachte zuerst kaum an den Vater, — nur an den Prinzen. An einen Freund ihres Vaters in Tortosa gab sie ein Telegramm auf für Herrn Miarotti, weil sie gelesen, daß alle telegraphischen Verbindungen nach Sorfona zerstört seien, und bat ihn, die Nachricht an den Vater kommen zu lassen, durch Boten, durch Autos, — auf ihre Kosten, — um jeden Preis.

Ein wenig erleichtert fühlte sie sich doch, als die Bitte, Prinz Petros Leben zu schützen, abgegeben war. Aber die Erleichterung hielt bei ihr nicht lange an. Alle möglichen Zweifel und Sorgen stiegen auf. Sie schlief die Nacht über kaum, und als sie vor Ermüdung endlich für Augenblicke einschlummerte, quälten sie schwere Träume. Sie sah Prinz Petro tot, sie sah ihn verfolgt.

Erstreckt, entsezt erwachte sie — zog sich an — ging ohne Frühstück in den Ort, suchte nach neuen Telegrammen — noch waren keine angeschlagen. Sie durchblätterte alle Zeitungen nach Berichten, endlich in einem französischen Blatt fand sie etwas Ausführlicheres darüber. Aber das waren nur Schilderungen vom Einzug Petros — sie jubelte — sie war für Augenblicke jelig. Es war ja natürlich, er mußte siegen, das Recht stand ja auch auf seiner Seite. Das war ihr jetzt völlig klar. Ueber die häßlichen Bemerkungen, daß das Prinzelein ein bekannter Lebemann in Deutschland gewesen sei, las sie hinweg. Was wußten die in Paris, sie, sie kannte ihn, hatte ihn in einer Stunde ganz kennen gelernt.

Ganze Romane tauchten in den den nächsten Tagen in den Blättern über ihn auf. Seine Liebe zu Hannah Scherb wurde mit übertriebenen Farben geschildert, und nun wurde sie doch wieder kleinlaut, zweifelte an ihm, bat es ihm in Gedanken wieder ab.

Aber dennoch wurde sie diese quälenden Gedanken nicht los. Sie fragte Prinzessin Gita darüber aus, — wollte endlich Gewißheit haben, was an all' dem Gerede und Geschreibsel Wahres sei.

Die lachte sie aus, beruhigte sie.

„Petro ist der beste und unschuldigste Junge von der Welt. Aus der kleinen Liebchaft darf man ihm doch keinen Vorwurf machen, die hat der dumme de Rossi nur so aufgebauscht und die gute, alte Großmutter hat sie schließlich für ihre Zwecke benützt!“

Sie wurde ruhiger trotz aller Ungewißheit.

Dann kam die Nachricht vom Tode der alten Herzogin, riß die Wettersteins weg von ihrer Seite, — sie mußten nach Wien zum Begräbnis.

Aber der Tod von Petros Großmutter stimmte sie fast freudig. Nun war er ein reicher Mann, nun war er die Abhängigkeit los, die ihn fast zu allem zwang, denn die alte Frau hätte nur zwischen ihnen gestanden. —

Die Ungewißheit über den Ausgang des Kampfes trieb sie wieder fort, — trieb sie zu den Zeitungskiosken. Die Mutter war entsetzt über ihre Unruhe, klagte und schalt und bangte und zitterte doch mit ihr.

Die Truppen haben Sorfona besetzt, — der Herzog ist geflohen!

So las sie bald darauf. Gottlob — Gott sei Dank, geflohen — entkommen!

Noch zitterte sie am ganzen Körper vor Erregung, aber es war doch endlich eine Lösung, ein Schluß. — Bald darauf traf auch ein Telegramm des Vaters ein, der diese Nachricht lakonisch bestätigte.

„Der gute, liebe Papa!“ rief Isabella, — „sicher hat er unsere Bitte erfüllt!“ Erst Tage später kam ein ausführlicher, etwas humoristischer Brief über den Prinzen und seine Flucht.

Aber auch der brachte ihr neue Pein: Prinz Petro war verwundet worden.

Und die Freude wich wieder und machte dem Kummer Platz.

Man mußte ihn pflegen. Aber wo war er? Niemand wußte es. Er hielt sich irgendwo verborgen. . .

Der Winter war mittlerweile ins Land gezogen, sie waren nach Sorfona zurückgekehrt. Immer wieder hatte der Vater ihr von Petros glücklicher Flucht erzählen müssen, immer wieder war sie nicht müde, die Zerstörungen anzusehen, die die Kämpfe am Plage angerichtet. Und ihr Prinz wuchs ihr jetzt zum Helden — sie sammelte alle Einzelheiten über den Kampf, die sie erfahren konnte, — sie begte und pflegte jede Erinnerung an ihn und hoffte, hoffte auf die Zukunft.

Nicht einmal von Prinzessin Gita konnte sie seinen jetzigen Aufenthalt erfahren. Die schrieb ihr, daß sie ihn selbst nicht wisse. Gita wollte den Bruder nicht verraten, schon damit nicht durch die Unvernunft Isabellas sein Aufenthalt in Sorfona bekannt würde.

Isabella fragte nochmals bei Gita an und erfuhr dann etwas mehr über ihn. Nun wußte die Schwester plötzlich von seinen Stimmungen zu berichten, daß er sehr traurig und unglücklich, ganz weltlich wäre, daß sie aber hoffte, es würde sich das alles heben, wenn er seinen jetzigen Aufenthalt — der nur den Eltern bekannt sei — verlassen werde.

Die Damen Miarotti hielten es natürlich nicht lange in Sorfona aus. Man hatte St. Moritz als vorläufigen Winteraufenthalt gewählt und war bald nach Weihnachten dorthin abgereist.

Isabella hatte sich so weit beruhigt, daß sie sich vorgegeben mmen,geduldig zu warten. Tapfer versuchte sie, sich in St. Moritz dem Wintersport hinzugeben, — tapfer rodelte sie, — lief Eis und war dabei doch wie geistesabweisend.

Ihr war als hätte sie ein Stück des eigenen Ich's verloren, — als weile das irgendwo ferne, — tagtäglich wartete sie auf ein Wunder, auf das natürlichste Wunder, das sie sich denken konnte, von dem sie hundertmal bei Tag und Nacht geträumt, daß Petro eines schönen Tages hier plötzlich vor ihr stehen würde. Er mußte doch kommen, ihr starkes, heimliches Sehnen mußte doch über Meere weg zu ihm eilen, ihn holen, bringen, ihn erfassen.

Aber ihr Traum erfüllte sich nicht.

Eines Tages kam eine Karte Gitas, lustig und kurz, auf der neben anderem stand: „Petro ist übrigens wieder in die Welt zurückgekehrt. Er macht jetzt als richtiger Lebepriest Nizza unsicher!“

Ihr Herz frohlockte, sie flehte die Mutter an, sogleich hinzureisen, aber die meinte, man könne doch dem Prinzen nicht nachfahren, schon weil Papa dort wäre, und Papa erwarte sie erst in einigen Wochen.

Aber die Tochter drängte, bettelte und bat. Da kam von Papa der Brief, in dem er auch erwähnte, daß er Prinz Petro hier getroffen, daß er sich glänzend zu amüsieren schien und überall, wo es lustig herginge, zu finden wäre. „Er ist hier der Held des Tages und der Demimonde, der Lebepriest!“

Da war die Bitte, rasch nach Nizza zu eilen, in Isabella auf einmal verstummt. Sie schüttelte nur den Kopf — das konnte doch nicht sein. Monate und Monate wartete sie auf eine Nachricht über ihn, Monate sehnste sie sich nach ihm — und nun mußte sie hören, daß er, nachdem er den Titel eines Herzogs von Sorfona sich nicht erungen, den eines Lebepriesten sich zu befestigen suche.

Aus ihren Träumen und Plänen war sie in die reale Wirklichkeit versetzt, ihr Stolz, ihr längst vergessener Stolz bäumte sich auf — vergessen, ausgelöscht, die Liebe in ihrem Herzen tilgen — Tapfer gab sie sich ganz dem Sportleben hin, ließ sich die Cour schneiden — und war sich dabei selbst zuwider.

Sie kämpfte mit allen Kräften, ehrlich und stark, und konnte ihrer Gefühle doch nicht Herr werden.

Das Wort Nizza kam nicht über ihre Lippen, und wenn es die Mama aussprach, schüttelte es sie. Und doch, sie mußten hin, schon Papas wegen. Sie sträubte sich, sträubte sich trotz der Bitten der Mutter. Schließlich nach einer durchwachten Nacht, war auch sie zu dem Entschluß gekommen, hinzufahren. Sie mußte Gewißheit haben, — Wahrheit — Wahrheit — war Heilung für sie. Sehen mußte sie ihn, um es glauben zu können: um dann geheilt zu sein von dieser Liebe, sehen, um ihn verachten zu können.

So fuhren sie in den nächsten Tagen nach Nizza.

Der Papa hatte sie am Bahnhof abgeholt, er fand Isabella ein bißchen spitz.

„Das macht der Sport!“ sagte sie nervös. „Uebrigens bin ich doch ganz braun von der Schneelust!“

„Ja, ja, Kind. Ich weiß, Du kommst vom kältesten Winter, ob Dir da die Riviera gut tun wird!“

„Besser, als umgekehrt, Papa!“

Sie fuhren zu ihrem Hotel. Plötzlich fiel es Herrn Miarotti ein. „Ja, richtig, Kinder, das hab' ich Euch ja noch zu schreiben vergessen. In den letzten Tagen hat unser großmächtiger Herzog wieder einmal die hohe Gnade gehabt, mit mir den Abend zu verbringen. Ganz geheilt ist er ja noch nicht!“

„Ist sein Arm nicht gut?“ fragte Isabella hastig.

„Den Arm meine ich nicht. Nein, da oben im Kopf sitzt mir zuviel Trost. Er möchte durchaus was sein. Er spielt sich als großen Lebemann auf, führt mit zwei Mädchen — — —!“

„Aber Papa, das interessiert uns wirklich nicht!“ rief Isabella dazwischen. Sie nahm alle Kraft zusammen. Sie wollte nichts hören.

„Dann verzicht. Wenn man so viel allein ist, gewöhnt man sich an, nicht allzu fein zu sein, wenn man mal was erzählen soll!“

Frau Miarotti sah ihren Mann scharf an. „Du bist doch mit ihm nicht herumgezogen, hast den jungen Prinzen noch zu allerhand verführt!“

„Natürlich bin ich's. Aber verführt, — liebe Mutter, verführt hat er mich!“

„Könnt Ihr nichts Besseres finden, um Euch zu unterhalten. Ich mag von dem Prinzen wirklich nichts wissen!“ sagte Isabella schroff.

„Gut, gut, ich schweige schon!“ meinte der Vater gemächlich.

In den nächsten Tagen schien es Mama Miarotti, als wäre ihre Tochter wirklich vernünftig geworden. Der Name des Prinzen wurde kaum erwähnt. Isabella war fleißig beim Tennisspiel, auf der Promenade zu sehen. Immer war sie von jungen Mädchen und Herren umgeben, sie lachte sogar wieder.

Ja, sie lachte, ganz mühsam hatte sie es wieder gelernt. Freilich so hell wie früher klang es nicht.

Die Mutter war viel in ihrer Nähe, schien sie fast zu beobachten, sie prüfte alle die Courmacher daraufhin, ob keiner dabei wäre, der als Mann für Isabella in Betracht käme.

Sie hatte auch eine ernste Unterredung mit ihrem Mann, die darauf hinauslief, daß sie es für gut fände, Isabella endlich zu verheiraten.

„Das wird doch nicht so schwer sein, das Mädchen ist schön und hat reiche Eltern“, scherzte Herr Miarotti. „Aber jeden möchte ich doch nicht als Schwiegersohn!“

„Gewiß, gewiß. Aber das Mädel macht mir Kummer. Sie trägt eine heimliche Liebe zu diesem Nichts-nuß von Prinzen im Herzen!“

„Das bildest Du Dir ein, liebe Frau! Sie schwärmte einmal von ihm. Aber jetzt merke ich wirklich nichts mehr davon!“

„Doch, doch!“ Aber dann schwieg Frau Miarotti, sie hielt es nicht für angebracht, ihrem Manne mehr zu ver-raten.

„Sie ist ein junges, modernes Ding. Hat ruhiges Blut und ein kühles Herz, liebe Frau. Wozu wollen wir ihr also irgend einen aufnötigen, der weder ihr, noch uns paßt!“

Und doch drang Frau Miarotti in ihren Mann, daß er sich um einen richtigen Bewerber für Isabella umsehen sollte. Einige Tage später sagte er einmal unvermittelt zu seiner Tochter:

„Isabella, wann bringst Du mir eigentlich einen Schwiegersohn? Die Mama und ich möchten Dich gerne glücklich verheiratet sehen!“

„O, ich bin auch so glücklich!“

„Gewiß, Kind, — aber Du willst doch auch einmal heiraten!“

„Ich denk' gar nicht daran!“

„Es gibt doch nette junge Männer genug!“

„Entweder sie sind Lumpen, oder sie sind Dumm-köpfe!“

Nun lachte der Vater herzlich.

„Ja, Ja, Du teilst die Herrenwelt in zwei extreme Lager!“

Da wurde sie plötzlich ernst.

„Laßt mich doch, — drängt Euch nicht so in mein Inneres. Laßt mich in Frieden!“ Dann wurde sie weich. „Ich will bei Euch bleiben. Ihr verzeiht, Ihr meint es ja gut mit mir. — Ich — kann — wirklich — keinen — gern haben!“

„Aber Kind, es zwingt Dich ja auch niemand dazu. Wir wollen ja nur Dein Glück!“

Da beruhigte sie sich, war zärtlich zu ihrem Vater, riß sich dann jäh los und stürmte hinaus. Nein, er sollte nichts von dem gräßlichen Seelenzustand ahnen, in dem sie sich befand.

Derselbe blonde Prinz, der ihr vor einigen Monaten heiße, süße, betörende Worte zugeflüstert, — ging heute mit anderen, — mit Grisetten. Ja, — sie hatte ihn selbst gesehen, — mitten auf der Promenade. Arm in Arm mit jenen. — einen Augenblick hatten sich ihre Blicke getroffen, dann hatte er wie absichtlich weggeschaut. — Nicht einmal gegrüßt hatte er sie.

Es mochte Verlegenheit, Schuldgefühle sein gewesen sein. Nicht — einmal — gegrüßt — hat — er sie!

Daß er selbst jäh erschrocken war, daß er von der Minute an mißmutig und übelgelaunt seinen Kerger an den zwei Kleinen an seiner Seite ausgelassen hatte, das ahnte sie freilich nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Nur Sport-Aufnahmen besonders geeignet!



Agfa
Photo-Artikel

Bezug nur durch Photohändler

Für Reit- und Fahrport,
für Rasen- und Luftsport,

für Wasser- und Eissport,
für Bergsport etc. etc.

25jährig erprobt und bewährt
als leistungsfähig, haltbar, absolut zuverlässig:

„Agfa“-Photomaterial

„Agfa“-Platten: Extrarapid, Special, Isolar,
Isorapid, Chromo
„Agfa“-Filmpacks (Patentiert)
„Agfa“-Entwickler u. -Hilfsmittel
„Agfa“-Belichtungstabellen.

Fordern Sie zur Information in unterhaltender Form

GRATIS „Agfa“-Prospekte } reich
„Agfa“-Broschüren } illustriert
durch Photohändler oder durch die „Agfa“:

ACTION-GESELLSCHAFT FÜR ANILINFABRIKATION, BERLIN SO. 36.

Für Sport-Aufnahmen besonders geeignet!



Agfa
Photo-Artikel

Bezug nur durch Photohändler



Photothek, Berlin.

Wir sind bereit.



Phot. Semmerle, Berlin.

Der Kronprinz (●) wird unter den Linden begrüßt.



Die serbischen Frauen

Phot. G. Henningshausen,
Berlin-Grünau.
lernen schießen.



Phot. Berliner Ill.-Bl.

Oesterreichische Offizierspatrouille.



Oesterreichische Kavallerie.

Phot. Berliner Ill.-Bl.



Die Kundgebungen vor dem Berliner Schloß, von dem herab der Kaiser (X) eine Ansprache hielt.

Witzthum, Berlin.



Verkündung des Kriegszustandes in Berlin durch Militär.

Phot. Berliner Unterwelt. Berlin.

Frau Elisas Jugendfreund.

Von Elisabeth Rumpfskierna-Wenster.

Genehmigte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Hhea Sternberg.

„Du siehst ganz so aus wie Deine Mutter in ihrer Jugend,“ sagte die alte Tante Selma zu Hedwig Vage, die in dem behaglichen, sonnigen Wohnzimmer stand, zum Spaziergang bereit. Hedwig lächelte erfreut und nickte der Mutter zu. Ein größeres Lob konnte man ihr nicht spenden, aber sie glaubte nicht so unbedingt an die schmeichelhaften Worte. Ihre Mutter war sicherlich viel, viel schöner gewesen. Und Tante Selma sah auch nicht ihre Runzeln um die Augen und den Mund, noch ihre weißen Fäden in den dunklen Haaren. Aus weiter Entfernung und von schwachen Augen konnte Hedwig noch jung genannt werden. Sie wußte das, betrauerte es aber nicht wie etwas Verlorenes. Ihren eigenen, selbständigen Gefühlseinsatz hatte sie auf die Mutter konzentriert. Selbst ihre tiefe, ein wenig sentimentale Auffassung von Liebe war ein Abglanz der Glücksträume ihrer Mutter.

Nun sagte sie den beiden Alten Lebewohl, küßte die Mutter mit zärtlicher Lebhaftigkeit auf Wange und Hand und bat die Tante, hierzubleiben, bis sie zurückkäme. Es würde nicht lange dauern.

Als Hedwig die breite weiße Treppe mit den roten Läufern hinabging, dachte sie befriedigt an Tante Selmas Worte. Gerade heute wollte sie besonders gern ihrer Mutter ähnlich sein. Die Straße hinauf, ihrem Ziele entgegen ging sie mit raschen, elastischen Schritten und der leichten, eleganten Haltung derjenigen, deren Rücken niemals von ökonomischen Lasten beschwert noch von scheuer Demütigung gebeugt worden ist.

Konul Vage war für die arme Elisa Strandmann eine glänzende Partie gewesen, und als er sie nach mehrjähriger Ehe als Witwe zurückließ, war ihre und ihres Kindes Zukunft vollkommen gesichert. Seitdem waren Jahrzehnte vergangen, und vor der Außenwelt sah es aus, als ob die Frau Konul und ihre Tochter sich noch immer in einem stillen, milden Glücke sonnten. Hedwig ging sehr viel in Gesellschaften, und sie wurde gefeiert, obgleich ihr Genre nicht mehr modern war. Ihre großen, schwärmerischen Augen, die vor Rührung feucht werden konnten, wenn sie eine Romanze hörte oder ein Kunstwerk von elegischem Stil sah, blieben ruhig und freundlich, wenn sie die Blicke der jungen Männer erwiderte. Sie sprach wenig und war stets still und träumerisch.

Intime Freundinnen besaß Hedwig nicht. Sie würde ihnen auch nichts anzuvertrauen haben. Sie teilte alles mit der Mutter — Gefühle, Eindrücke und Gedanken. Das Leben der beiden Frauen hatte einen tiefen, doch unsichtbaren Inhalt, und dieser erfüllte sie mit einer Intensität, die die Mitmenschen von dem Aera ihres Daseins fortdrängte.

Frau Vage hatte ihre Tochter nicht mit hineinziehen wollen; sie hatte gewünscht, daß sie zu vollem Glück gelange. Doch als die Jahre vergingen und sie nie mit der Vollkraft kam, sie müsse nun „ihm“ folgen, „dem Einzigen“, da war es ganz natürlich, daß Frau Elisa dankbar das Herz annahm, das bei ihr bleiben wollte, und es an das ihre zog. Hedwig begriff es anfangs nicht, daß das Vertrauen, das die Mutter ihr schenkte, während sie in der Dämmerung Hand in Hand vor dem Kaminfeuer saßen, wirklich eine gähnende, ungeheilte Wunde entblößte. Sie fand, es klinge zu pathetisch, von einem vernichteten Leben zu sprechen im Zusammenhang mit einer gebrochenen Jugendverbindung. Doch allmählich drang sie behutsamer in das Innere der Mutter und schloß die Tür hinter sich, wie Frau Elisa es seit fünfundsiebzig Jahren tat.

Die Geschichte war die alltägliche für Außenstehende. Sehr jung hatte Elisa sich mit einem Manne verlobt, den zu lieben sie niemals aufhörte. Sie trennten sich aus Armut. Sein Vater machte Konkurs, als sie ein Jahr verlobt waren. Dann heiratete er reich, und da die Gelegenheit sich bot, folgte Elisa seinem Beispiel.

So hätten Fremde Hedwig die Jugendfrage ihrer Mutter erzählt. Sie selbst aber liebte die Worte, wie Flüsse gelüfter, glühender Rosen legte sie die Träume und Erinnerungen in den Schoß der Tochter, und ihr Duft füllte veräuschend die jungen Sinne. Die Welt draußen wurde klein und matt gegen diese reiche Vergangenheit. Vergilbte Briefe wurden aus den gekreuzten Zeilenbändern gelöst und überfluteten den Tisch wie bleiche Sonnenstrahlen. Die weißen Hände der Tochter nahmen still die vielen Blätter mit ihren Worten — Worten — Worten. Und ihr farbloses Gesicht errötete beim Lesen.

„Wie er Dich geliebt haben muß, Mutterchen!“

Sie zündete auch die Herzen am Flügel an, und die Mutter sang mit einer verborgenen kleinen Stimme Reizen von einst: die weichen Reizen von Liebe und Treue. Hedwig pflegte zusammengekauert in einem großen Ledersessel zu sitzen und zu lauschen, und durch das Dunkel suchte ihr leuchtender Blick die Mutter. Sie wünschte, daß sie diese wieder jung zu machen und „ihm“ ihr zuzuführen vermöchte. Eines Tages sprach sie diesen Gedanken aus, und die Mutter antwortete:

„Weißt Du, Kind, während all dieser Jahre habe ich den Wunsch genährt, meinen Jugendfreund wiederzusehen, und je älter ich werde, desto sehnlicher wird dieses Verlangen. Mein Herz ist wie ein Pilger, der nicht ruhig sterben kann, ehe er das heilige Grab gesehen hat.“

Im Sommer besuchten sie den Platz, an dem das Glück der jungen Elisa geleimt und sich entlaßt hatte. Die Arme umeinander geschlungen, gingen sie durch die hundertjährige Lindenallee, das Mondlicht flirrte zwischen den Lindenblüten hindurch, und sie sprachen davon, wie es einst gewesen war. Oder sie gingen zum Strande hinunter und sahen dieselbe Sonne über denselben milden See untergehen wie einst. Die Wellen kamen und gingen — kamen und gingen — zu träge für heißes Sehnen — zu winzig für lähmes Segeln.

Wieder war der Herbst da und mit ihm die Saison. Hedwig wurde in einen Wirbel von Einladungen hineingerissen, meist zum Mittagessen, das paßte zu ihrem Alter; doch während sie all die Mienen in dem



Stat. Peter Schmitt, Köln-Kirch.

Die Hauptfiguren des neuen Brunnens in Köln.

gesehen, beweglichen Antlitz sah, das sich Gesellschaftsleben nennt, dachte sie oft an die Mutter, die daheim saß und die Erinnerung verehrte wie die sorgsam genährte Flamme einer Ewigkeitslampe.

Doch schließlich war auch in Hedwig ein stärkeres Interesse für einen Mann erwacht. Er begegnete ihr vorbereitend auf ihrem Wege, und sie sprachen so lebhafte miteinander, daß ihre beiden Stimmen zu einer wurden. Vielleicht trug gerade dieses ihr eigenes Interesse mehr als alles andere dazu bei, daß sie nun heute hier so glaubenshaft und begeistert ging. Vor einem großen Gebäude mit Arabatiden über dem Tor und vielen glänzenden Fensterreihen blieb sie stehen. Hier wohnte er — der Geliebte ihrer Mutter. Er war einfar geworden, er sowohl wie sie; seine Frau war gestorben, seine Kinder waren schon lange aus dem Hause.

Hedwig eilte die vielen Treppen hinauf und sah während der ganzen Zeit einen stattlichen, schlanken Mann vor sich, mit Augen, die sowohl bitten wie befehlen konnten. Er würde ihr dafür danken, daß sie kam, und schon am nächsten Tage würde die Mutter ihre feine, weikende Hand in die seine legen können und von dem flüstern, was keines von beiden vergessen hatte.

Wie schön die beiden Alten in den Schatten des Lebens eintreten würden, den Groll gegen das vergangene Leben würden sie nicht mehr fühlen.

Eine stillliche Haushälterin öffnete ihr die Tür.

„Empfangt Herr Major Werner?“

Nie in ihrem Leben ist Hedwig so genau geprüft worden, und als sie endlich gnädig in einen prachtvollen, schweren, unheimlich kalten Salon gelassen wurde, fühlte sie sich unsicher, wie verirrt.

Schleppende Pantoffeln und müde Schritte kündeten ihr das Nahen des Majors. Hedwigs Herz klopfte laut und unruhig. Wenn ich ihn doch nicht zu sehen

brauchte, dachte sie plötzlich. Wieviel von ihrem lichten, schönen Lebensglauben abfallen würde, wenn er dem Ideal nicht entsprach, zu dem die Mutter ihn gemacht hatte.

Groß und mager war er, hatte ein graues Gesicht und trug einen grauen Schlafrock. Die Troddeln hingen heimatlos um seine dünnen Beine. Die Stirn war kahl, ein zu Lebend gewordenen Gedankenfeld. Der Mund hatte jenen argwöhnischen, listigen Zug bekommen, der die Tauben kennzeichnet, und die Augen — die Augen! ... Wie würde sie mit ihm reden können?

Er verbeugte sich ritterlich.

„Mein Name ist Hedwig Vage.“ Sie mußte es leiser wiederholen, und bald begriff sie, daß sie die Worte fast schreien mußte, die stets grotesk werden, wenn sie sich über den Flüsterton erheben.

„Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, mein Fräulein.“ Vorsichtig schloß er alle Türen, spähte behinter und murmelte etwas von Zugluft.

Hedwig begann von ihrer Mutter zu sprechen, und es war wirklich interessiert und fragte, ob sie „ebenso alt und hinfällig“ geworden sei wie er. Er gebe nie mehr auf, es sei denn die und da zu einem Spielchen. Als er das sagte, sah er so furchtbar aus, als verrate er eine Todsünde. Dann ging er zu den schlechten Zeiten über und wollte sich erinnern, daß Fräulein Elisa eine rasend gute Partie gemacht hätte. Er für seinen Teil war um den Reichtum geprellt worden.

Mit dem Mut der Verzweiflung ruderte Hedwig ihr weiches Traumboot zwischen all diesen grünen, schleimigen, klärrigen Gräsern hindurch und verankerte es an der Küste der schönen Erinnerungen. Sie erzählte kleine Episoden und ließ diese Frühlingsgedanken wie duftende Apfelblüten über den vertrockneten Alten fallen. Schließlich sagte er mit seiner rauhen, von einer leichten Gemütsbewegung gebrochenen Stimme:

„Ja, sie war entrückend die kleine Elisa — meine kleine Elisa. Es wäre wirklich sehr nett — hm, sehr angenehm, sie einmal wiederzusehen.“

Hedwig wußte, daß ihre Mutter Frederik Werner niemals so sehen würde, wie er war, sondern so, wie sie ihn: durch all die Jahre gesehen hatte, und deshalb konnte sie ganz ehrlich antworten, daß sie so lächeln gewöhnt sei, ihn aufzusuchen, um ihn zu bitten, daß er der Mutter die Freude seines Besuchs mache. Sie würde ihn gern durch ihren Wagen abholen lassen, wenn er einen Tag bestimmen wollte.

Doch das wagte der Major augenscheinlich nicht. Er drohen blickte er nach den Türen, während er dankte und in neidischem Ton sagte:

„Ja so, die Herrschaften haben ihren eigenen Wagen; nun, ich danke, ich.“

Nach diesem Tage wurde nicht mehr so häufig wie früher von der Jugendfrage der Mutter gesprochen. Hedwig vermochte es nicht. Es quälte sie, daß sie gezwungen war, der Mutter etwas zu verschweigen, doch wenn er nicht kam — und sie bezweifelte es —, wollte sie lieber der Mutter gar nichts von diesem unglückseligen Besuch bei dem Major erzählen, der eine gewisse Blässe in ihr zurückgelassen hatte.

Die Mutter verwies ihre Erinnerungen wehmütig in das Land der Schatten, in das sie ja gehörten, und aus dem eigentlich Hedwigs junge Wärme hervorgeholt hatte. Die Tochter erzählte nun von ihren Erlebnissen und von — ihrer Liebe. Diese erschien Frau Elisa so fleisch und dürr, so fremd in ihrer friedlichen Ruhe, aber sie freute sich dennoch darüber wie über einen Verewerlicher an einem Frühlingstage.

Hedwig verlobte sich und heiratete, ohne sehr glücklich zu sein, doch blieb sie gleichmäßig ergeben, und zwei Pflögelkinder wurden zum Mittelpunkt ihres Hauses.

Die Mutter war alt geworden, und bald sollte Hedwig sie verlieren. Die Ärzte meinten, daß sie wahrscheinlich schmerzlos hinschwinden würde. Ihr Augenlicht schwand zuerst. Sie sah nur noch durch einen Nebel und konnte nur einzelne, große, stark gedruckte Worte lesen. Täglich besuchte Hedwig sie, und je schwächer der alte Körper wurde, desto deutlicher sah sie unter der gebrechlichen Hülle die Seele mit ihrer jungen Sehnsucht, den beschwingten Flug des Herzens nach dem Traumlande. Sie begannen wieder wie einst vertraulich und warm von vergangenen Zeiten zu sprechen, und Frau Elisa sagte wieder: „Ach möchte ich so gern noch einmal leben.“

Als Hedwig eines Morgens zu der Kranken kam, saß sie aufrecht in ihrem Bett, einen geöffneten Brief in der Hand. Ihre Augen glänzten feierlich, und die dünnen Finger zitterten. Sobald sie die Tochter begrüßte, sagte sie mit einer Stimme, deren hastiger, froher Tonfall dem sonstigen ganz unähnlich war:

„Ein Bote hat ihn mir gebracht. Ich habe mich so angestrengt, aber ich kann ihn nicht lesen. Ich liebe nur, daß er von Frederik ist. Hilf mir, liebe Hedwig, lies ihn mir vor — aber gleich, gleich, Kind!“

Hedwig nahm den Brief. Ihre Augen flogen über die Zeilen. Sie fürchtete, daß die Mutter grenzenlos enttäuscht sein werde. Alles, was sie in der letzten Zeit von dem alten Major gehört hatte, war, daß er seine Haushälterin geheiratet hatte. Mit zitternden, unsicheren Buchstaben hatte er den ziemlich langen Brief geschrieben. Er leitete ihn damit ein, daß er von Hed-

wigs Besuch sprach, ließ sich dann in schwülstigen Tiraden über „die unvergeßliche Elisa“ aus und schloß mit einer gewundenen Bitte um eine kleine Geldunterstützung. Er sei durch eine Ehrenschild in Bedrängnis geraten.

„Warum ließt Du nicht laut, mein Kind?“ fragte Frau Elisa ungeduldig.

„Die Schrift ist so undeutlich, liebe Mutter.“

„Du pflegst ja alle Handschriften lesen zu können.“

„Ja, aber so schwer ist mir noch nie etwas geworden,“ murmelte Hedwig. Doch die trockenen Worte, die auf dem Papier standen, durften nicht der letzte Stroh sein, den die Mutter von dem empfang, den sie stets entbehrt hatte. Die Gedanken eilten in ihrem Gehirn hin und her wie rasche Vögel, die Spreu zu einem guten, warmen Nest sammeln. Sie wählte die schönsten liebevollen Worte, die ihr einfelen, und mit einer vor Erregung zitternden Stimme las sie langsam und deutlich, furchtend, etwas zu vergessen — sie wußte ja, daß sie diesen Brief mehrmals würde lesen müssen — gerade das, was zu hören die Mutter tage- und nachtelang sich gewünscht hatte. Sie war in einer solchen Spannung, daß lauter Schweiß ihre Stirn bedeckte, und die Furcht, daß es ihr mißlingen und sie sich verraten könnte, machte sie am ganzen Körper zittern. Sie führte eine heilige Handlung aus. Sie gab einer Sterbenden die Sakramente. Von diesen gestärkt, würde sie friedlich auf den weißen Kissen ruhen. Frau Elisa lauschte mit einem hellen, dankbaren Lächeln. Sie war in das Bett zurückgesunken und hielt das Gesicht aufwärts gerichtet. Wie leuchtenden Sonnenschein empfand sie jedes Wort, das Hedwig las.

„So, also soweit fort ist er,“ sagte sie, als sie geendet hatte. „Aber er hofft, mich eines Tages besuchen

zu können, nicht wahr, so war es doch? — Und dann werden wir Hand in Hand sitzen, und unsere schwachen Stimmen werden fragen: „Weißt Du noch?“ Unsere Herzen antworten: „Ja.“ Das läßt Du — das hat er geschrieben. Laß mich den Brief behalten! Ich bin so müde — und so glücklich — so glücklich . . .“

In der Nacht starb Frau Elisa. Sie schloß ein wie ein Kind mit seinem liebsten Weihnachtsgeschenk, dem Brief, an der Wange, und all die brennenden kleinen Kerzen der Erinnerung leuchteten ihr hell in das große Dunkel hinein.

Major Frederik Werner hatte soeben einen eingeschriebenen Brief erhalten. Nun zählte er vergnügt die Straffen, glatten Scheine. „Ueber alle Erwartung,“ murmelte er und fügte dann mit einem spöttischen Lächeln hinzu: „Sie scheint vollgestopfte Geldsäcke zu haben, meine liebe Elisa. Sie sitzt sicher in der Wolle! Ich dagegen — ja, man muß sein Elend mit sich schleppen.“ Er steckte die Hand nochmals in den gelben Umschlag und fand eine schmale, aristokratische Visitenkarte, auf der gedruckt stand: Frau Hedwig Grant, geb. Vager. Darunter eine einzige geschriebene Zeile: „Meine Mutter ist gestern Nacht gestorben.“

Der Major ließ die Karte fallen und starrte vor sich hin — Bald kehrte sein Interesse zu dem großen Ereignis des Tages zurück: daß er nun für einige Zeit seine eigene Kasse hatte, von der die dort draußen keinen Bind bekommen sollte. Er würde mit den Freunden Bridge spielen und es sich ein wenig behaglich machen können, ohne sich hinterher Moralpredigten auszusprechen.

Aber Kavaliar war Frederik trotz allem, und er sah ein, daß er das Gedächtnis der Verstorbenen ehren

mußte zum Dank für das freigebige Geschenk. Ja gewiß, sein Herz mahnte ihn auch daran . . . er kniff erst einen Zehntronschein — dann einen Fünfer — dann wieder einen Zehner. Bei dem Zehner mußte es bleiben. Er durfte sich nicht knauserig zeigen und er brachte es ja auch nicht — „die liebe Elisa!“ — Seine nervöse, blau geäderte Hand streichelte die Scheine.

Als Major Werner eine Stunde später ausging, hielt er sich wie ein richtig schmucker alter Militär. Die eine Hand umfaßte den Stod mit der Silbertrübe, die andere ruhte auf dem Rücken.

Langsam und feierlich trat er in eine große Blumenhandlung und verbeugte sich vor der Verkäuferin.

„Ich möchte gerne einen Kranz bestellen, einen schönen Kranz, liebes Fräulein!“

Seine trüben Augen blinzelten und tränkten. Er schneuzte sich und fuhr fort: „Ich möchte auch etwas auf das Band gedruckt haben; die Verstorbene ist eine Person, die ich seit meiner Jugend sehr lieb hatte.“

Er setzte sich leicht pfeifend in einen Korbstuhl und nahm halb in Gedanken eine Feige aus der Fruchtstale auf dem Tisch.

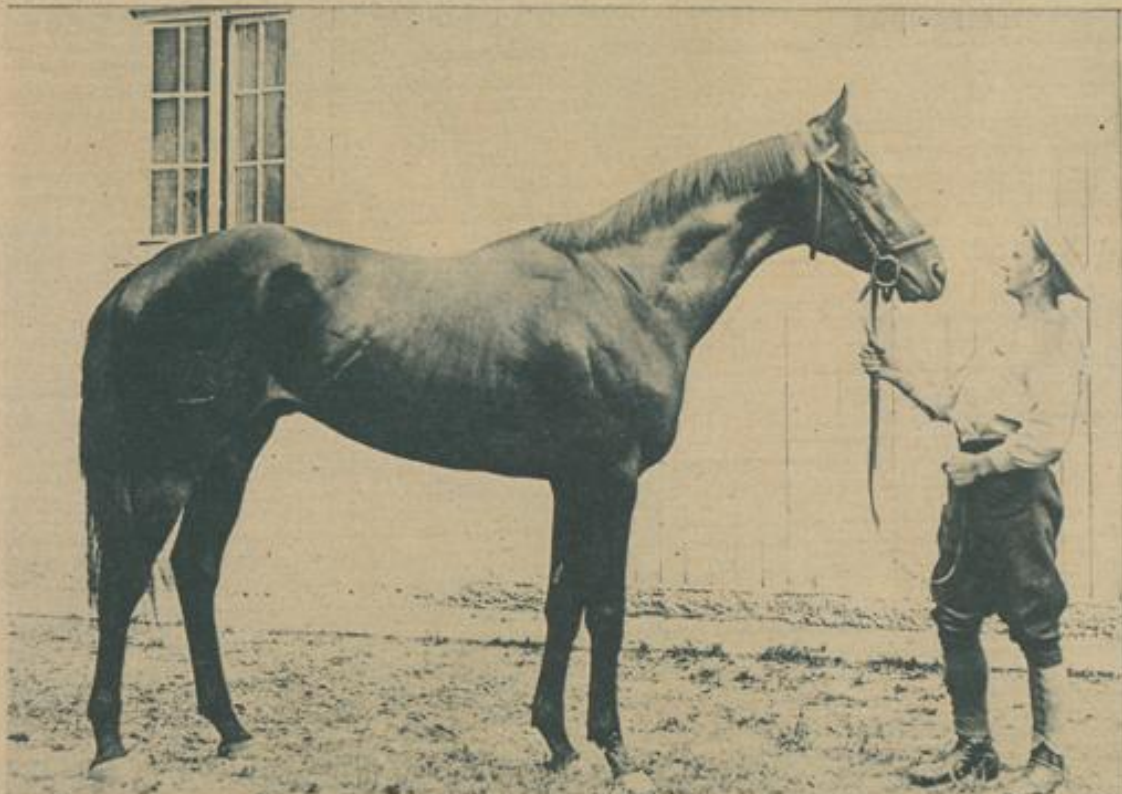
Das Fräulein mit den blonden Haarwellen und den blauen Augen sah angemessen traurig aus und schlug vor:

„Vielleicht können wir darauf setzen: Geliebt — betrauert!“

„Wie meinen Sie?“

„Ich sagte, daß man darauf setzen könnte: Geliebt — betrauert.“

„Ja — ja,“ wiederholte der Major, „das paßt, das drückt gerade das aus, was ich sagen will. Ich glaube, Sie sind Menschenkennnerin, mein junges Fräulein!“ Und er schneuzte sich wieder — nachdrücklich.



Der beste deutsche Dreijährige ist der Jekino-Sohn Orello der Herren A. und C. v. Weinberg, der Sieger des Großen Preises von Berlin. Er hat in diesem 100.000 Mark-Rennen den Derbyfieger Ariel und den Sieger des Hamburger Jubiläumspreises Dolomit leicht geschlagen und nahm so seine Revanche für den Hansapreis, den nur Ariel dadurch gewann, daß dem Weinbergischen Grad infolge der unfairen Reittweise des Jockeys Archibald der Weg versperrt wurde. Im Derby war er nicht auf dem Posten. Das Zusammentreffen von Orello mit Ariel ist stets von der Sportgemeinde mit größter Spannung verfolgt worden. Nächste dem Hansapreis und Großen Preis von Berlin war im Oktober v. J. der Preis des Winterfavoriten in Köln das interessanteste Duell der beiden Grads. Orello siegte und bewies damit, daß er der beste deutsche Zweijährige war. Sein letzter Sieg über den alten Gegner hat

gezeigt, daß Orello als Dreijähriger nichts von seinem großen Können verloren hat. Er ist ein würdiger Enkel der großen Jekta und wird zweifellos einst einen Platz im Gestüt Waldried finden, den er sich jetzt schon verdient hat.

Der Rechtsanwalt im Hause.

Praktische, vorzügliche Anleitung u. Auskunft für jedermann über alle Klagesachen zur Selbstvertretung nach neuestem Verfahren durch Hubrichs praktische Rechtsbücher. Ausführliche Darstellung des Civil- u. Strafprozeß. Zahlreiche Musterklagen, Beispiele, Formulare, alle fertig zum Abschreiben. Es zeigt, wie man wirkungsvoll alle Klagen abfassen muß, faule Schuldner zur Zahlung zwingt, Warenklage, Wechselklage, Darlehensklage, Mietsklage, Streitverkündung, Beleidigungsklage, Körperverletzung, Unterschlagung, Diebstahl, Jagdvergehen, Hypothekenklage, Zwangsvollstreckung, Alimentenklage, Offenbarungseid, Armenklage u. viele andere; ferner das neueste „Bürgerliche Gesetzbuch“ mit ausführlichem Sachregister u. „Das Strafgesetzbuch.“ Preis alle Teile zusammen nur 2.50 Mk. Versand p. Nachn. Nur z. beziehen v. A. Hubrich, Verlag, Berlin-Südende 838.



Hofphot. Kellner, Augsburg.
Kunstmaler Johann Sperl, einer der hervorragendsten deutschen Landschaftsmaler, starb im 74. Lebensjahre.



Phot. Charles Teiss, Paris.
Zur Kriegsgefahr. Französischer militärischer Wachtposten vor einem Signalapparat am Gare St. Lazare.

12 gute Aufnahmen von 1 Dutzend Platten durch

Schreys Belichtungsschieber

M. 4.—



Mißt das Licht am Ort der Aufnahme nach dem einzig richtigen Prinzip der Lichtauslösch-Photometer. Ohne Belichtungspapier, Rechner u. Uhr gibt er sofort für alle Verhältnisse und Platten sowie Objektive die richtige Belichtungszeit an.

Bezug durch alle photographisch. Handlungen oder
Ferdinand Schrey G. m. b. H., Berlin SW. 19

Louis Krause,

Leipzig - Gohlis 24.
Spezialfabrik moderner Selbstfahrer
und Kranken - Fahrsühle aller Art.

Erstklassige

Ausführung.

Nied. Preise.

Katalog an Interessenten gratis u. fr.



Sommersprossen

entfernt
nur Creme
Any in wenigen Tagen
garantiert! Machen
Sie einen letzten Ver-
such; es wird Sie
nicht reuen! frko.
M. 2.70 (Nachn. 2.95).
Gold. Medaille Lon-
don, Berlin, Paris,
1882 notat. beglaub.

Dankschreib. bes. hierf. nur die
Apotheke zum eisernen Mann, Strassburg
106, Els. Dep. in Frankfurt a. M. Engel-
Apotheke, Gr. Friedbergerstr. 46.

Tiefdruck Gummi-Walzen

in unerreichter Qualität
liefert

Peter's Union

mitteldeutsche Gummiwalzenfabrik Louis Peter
Frankfurt a. M.

Der Tiefdruck des vorliegenden Blattes
wurde mit Peter's Union-Tiefdruck-
Walzen hergestellt.

Die Mode.

Modebrief.

Wenn die Sommerferien zur Reize gehen, wenn die goldene Freiheit der Jugend ihr Ende erreicht hat und der Schulschritt zunächst noch als Zwang erscheint, dann beginnt für die Mütter die Sorge um die Schulleidung. Rufen wir heute schon im Hochsommer mit kühlen Tagen rechnen und die Kleidung diesen anpassen, so ist dies in der zweiten Hälfte des Jahres, selbst in der schönsten Herbstzeit unbedingt notwendig, will man sich nicht überfordernder Abkühlung aussetzen.

Praktische und liebende Mütter haben ihren Kindern für die Ferienzeit, die ja die Zeit des Ungebundenseins ist, die ältesten Kleider angezogen, wenn sie auch nicht modig und nicht mehr tadellos sind. Sauber und heil, einfach und praktisch muß das Kleid des Kindes sein, das andere kommt in zweiter Reihe. Hierbei können Jungen und Mädchen nach Herzenslust toben, auch den Obstbäumen einen Besuch abstatten, ohne Furcht vor Strafe, wenn es mal ohne Miß oder Flecken nicht abgeht. Und auch die Mutter ist vor fortwährendem Nähen und Waschen bewahrt.

Einfach und praktisch muß aus gleichen Gründen die Devise der Schulleidung sein, der wir uns nun wieder zuwenden müssen. Wenn wir den Kindern, d. h. den Mädchen, auch Schürzen anziehen, um ihre Kleider vor unliebsamen Tintenflecken zu schützen, so sollten doch für die Kleider selbst waschbare Stoffe den Vorzug erhalten. Wir besitzen ja heute soviel Hilfsmittel, die uns erlauben, auch Wollstoffe selbst zu waschen. Schwierigkeiten bereiten gewöhnlich nur die Farben, die wir natürlich dementsprechend wählen. Dunkelblau und Rot sind hier ratsam, die außerdem die fleckigsten und modernsten Kinderfarben sind. Ein weißer Kragen aus Spitze, Mull, Leinen oder Pique, stets waschbar und darum auch immer sauber, geben selbst dem dunklen Kleid die helle Note, ohne die wir uns heute ein Kleid nicht mehr denken können.

Die Mode bevorzugt auch für die Herbstkleidung unserer heranwachsenden Jugend schlichte und einfache Linien und gleiches Material, wohl wissend, daß die Schlichtheit ihr schönster Schmuck ist. Praktisch ist aber auch die Mode, die es uns ermöglicht, zweierlei Stoffe und verschiedene Farben zu verwenden.

Man kann dadurch zwei verschiedene Kleider, denen manche Kinder gar so schnell entwachsen, zu einem neuen Kleide verarbeiten. Karos und Streifen lassen sich mit jedem einfarbigen Stoff verarbeiten, sobald dessen Grundfarbe übereinstimmt. Einfache Stoffe lassen sich in zwei verschiedenen Farben verarbeiten, wie z. B. blau und rot, hellblau und dunkelblau, grün und blau; hellgrau, weiß und schwarz passen fast zu jeder Farbe. P. Gr.

Nr. 2686. Schulleidung für Knaben von 6 bis 8 Jahren. An unserer Vorlage besteht der Anzug aus blau-weiß gemustertem Wollstoff, den wir für Herbst und Winter durch dunkelblauen Cheviot ersetzen. Das Reinkleid wird einem Bund oder einem Leibchen angenäht. Sie sind eng anliegend und reichen bis zum Knie. Die Bluse zeigt kleinen Ausschnitt, den wir für kühle Tage durch einen Kragen mit Stebfragen füllen können. Der breite Umlegekragen besteht zu Wollstoffen aus weißem Pique, zu Wollstoffen aus blauem Leinen. Den vorderen Druckknopfschluß deckt eine Leuchtschleife mit Knopfbefestigung; den unteren Rand schließt ein Gummizug. Lange Blusenärmel mit Manschettenaufschlag. Erforderliches Material: etwa 2,50 m Wollstoff, 80 cm breit, 1,50 m Wollstoff, 1,20 m breit.

Nr. 2687. Schulleidung für Mädchen von 5 bis 7 Jahren. Das Kleidchen ist apart in seiner Einfachheit. Roter, gebüelter Wollmuffelin und schwarzes Samtband ergeben das Material. Das Kleidchen kann im ganzen zugeschnitten werden; es zeigt Kimonoschnitt mit halblangen Ärmeln und Rüdenschluß. Den Halsausschnitt begrenzt ein schmales Band, das in der vorderen Mitte endigt, während ein breiteres Band sich um den Taillenschluß fortsetzt und als zweite Reihe wiederholt. Die Mitte der Taille markieren kleine Knöpfe, die des Rodes schmales Band mit Knopfbefestigung. Erforderliches Material: etwa 1,50 m Stoff, 80 cm breit.

Nr. 2688. Kleid aus zweierlei Stoff für Mädchen von 7 bis 9 Jahren. Schottisch kariert und einfarbig dunkelblauer Wollstoff bilden das Material. Einem Futterleibchen mit langer Taille ist der in Plisseealten geordnete Rodteil aus schrägem karierten Stoff angeheft. Er



Nr. 2688. Kleid aus zweierlei Stoff für Mädchen von 7-9 Jahren.

Nr. 2689. Kleid mit Faltenrod und Tunika für Mädchen von 10-12 Jahren.

reicht bis zum Taillenschluß, damit er gut verlängert werden kann. Den Ansatz deckt ein glatter Stoffteil. Die Bluse ist im Kimonoschnitt mit langen Blusenärmeln gehalten. Der untere Rand ist bauschend angenäht und wird von einem glatten Gürtel gedeckt. Den Ärmel ergänzt ein Bündchen aus kariertem Stoff, mit dem der Matrosenkragen, der Oberstoffutter erhält, harmonisiert. Bei Rüdenschluß wird der Kragen auf der rechten Hälfte angenäht und knüpft mit Druckknopf nach links über. Lange Kravatte aus schmalen schwarzen Samtband. Erforderliches Material: etwa 2 m kariert, 1,30 m glatter Stoff, 1,10 m breit.

Nr. 2689. Kleid mit Faltenrod und Tunika für Mädchen von 10 bis 12 Jahren. Je nach dem Material kann das Kleid einfacheren oder eleganteren Zwecken dienen. An der Vorlage befindet das Material in hellbraunem Wollbatist und weißem Muffelin für die Ärmel. Der Rod ist durchgehend in Plisseealten geordnet; darüber fällt eine vorn geöffnete Tunika, die oben leicht eingereicht ist. Die vorn schließende Futtertaile bekleidet feilich eingereichter Muffelin; ebensolche Ärmel mit doppelten Volants und schmalen Bündchen. Die Taillenteile sind lose mit tiefem Armloch gehalten; sie bilden vorn je eine Plisseealte, während eine Leuchtschleife den Schluß deckt. Glatter, doppelter Mull bildet den Umlegekragen, den eine große, schwarze Schleife abschließt. Faltenkordel aus Oberstoff oder gleichfarbiger Seide. Erforderliches Material: etwa 2,60 m Stoff, 1,10 m breit.

der Befestigung einen zugespitzten Sattel, dessen Mittellinie eine schmale Leuchtschleife aus Oberstoff deckt. Der Rodteil ist vorn in je drei Plisseealten geordnet; den Ansatz deckt eine Befestigung, während ein schmaler Schrägstreifen die kurzen eingefügten Ärmel begrenzt. Erforderliches Material: für Vierjährige etwa 1,40 m Leinen und 25 cm Kattun.

Nr. 2691. Kleiderschürze mit kurzer Taille für kleine Mädchen. Blauweiß gepunkteter Kattun ergab nebst etwas weiß-rot gestreiftem Befestigung das Material. Man schneidet die Schürze im ganzen mit leicht geschweiften Seitennähten. Die Taillenteile wird durch eine schmale Schräglende imitiert. Eine gleiche schmale Blende begrenzt den kleinen Umlegekragen, während eine breitere Blende in zwei Reihen das Vorderteil befestigt. Der eingereichte, lange Blusenärmel tritt in ein Bündchen aus doppeltem Stoff. Erforderliches Material: etwa 1,75 m Stoff, 80 cm breit.



Nr. 2686. Schulleidung für Knaben von 6-8 Jahren. Nr. 2687. Schulleidung für Mädchen von 5-7 Jahren.

Neue Kinderschürzen.

Die früher obligate schwarze Alpaka-Schürze, die in ihren Formen „klassisch“ erschien, hat sich in der letzten Zeit dem Wandel der Mode zu ihrem Vorteil und zum Nutzen ihrer Trägerin unterworfen. Dies gilt besonders von den Schürzen der Kleinen, die immer mehr Kleiderform erhalten. Die „Größeren“ fühlen sich heute bereits der Schürze, wenigstens in der Schule, entwachsen. An Stelle des schwarzen Alpaka, der leicht etwas Trauerartiges an sich hat, treten dunkelfarbige Wollstoffe und Satin; letzterer ist nur in guter Qualität ratsam, da der billige zu sehr knittert. Die Ausstattung besteht in Blenden und Vorstoß aus absteckender Farbe.

Nr. 2690. Schürze mit langer Taille für kleine Mädchen. Kleidsam und praktisch sind die Schürzen aus naturfarbem Leinen, zu denen als Ausstattung blauer und roter Kattun verwendet wird. An der Vorlage bildet



Nr. 2690. Schürze mit langer Taille für kleine Mädchen. Nr. 2691. Kleiderschürze mit kurzer Taille für kleine Mädchen.

Schnittmuster zu vorstehenden Abbildungen in den Normalgrößen 42, 44 und 46 liefert unsere Expedition an Abonnenten zum Preise von 35 Pfg. pro Stück gegen Voreinsendung

Mode und Industrie.

Die großen Schwankungen im Konjunkturverlauf des Textilgewerbes, die von denen der allgemeinen wirtschaftlichen Konjunktur stark abweichen, sowie das Bestreben der verschiedensten Produktionsbranchen, dem Geschmack des Publikums sich anzupassen oder auf ihn Einfluss zu gewinnen, weisen darauf hin, daß die Entwicklung der Mode und der Geschäftsgang der Industrie in hohem Maße von einander abhängig sind. Das gilt nicht nur von der Textilindustrie, sondern auch von der Pelzwarenfabrikation, der Schuh- und Lederindustrie, der Verarbeitung edler und unedler Metalle zu Schmuckgegenständen, der Möbelfabrikation und verschiedenen anderen Produktionszweigen. Die Mode selbst entwickelt sich wiederum nicht unbeeinflusst von dem Wechsel der Jahreszeiten. Das wirkt auf die Produktion in der Weise zurück, daß z. B. im Winter infolge der zahlreichen gesellschaftlichen Veranstaltungen *Seide* in viel größeren Mengen gefragt und angefertigt wird als in der warmen Jahreszeit. Dazu kommt, daß das Verlangen des Publikums nach immer neuen Formen der Kleidung die Nachfrage nach den Produkten der einzelnen Branchen der Bekleidungsindustrie ganz verschieden lenkt. So hatte die *Tüll-Industrie* im letzten Geschäftsjahr schlechte Resultate aufzuweisen, während in neuester Zeit ein nicht unbedeutender Aufschwung, der lediglich durch den Wechsel der Mode bedingt ist, eintrat. Da in der letzten Zeit der *Samt* zu den Stoffarten gehörte, die von der Damenmode bevorzugt wurden, ging es den Fabriken dieser Branche recht gut. Bemerkenswert ist hier auch die Tatsache, daß die Qualität der Damenschuhe und Strümpfe, die jeweils ge-



Neue moderne Handtasche.

Phot. Mullin. Paris.

fragt werden, sehr stark davon abhängt, ob die Mode für Damen kürzere oder lange Kleider vorschreibt. Mit dem Aufkommen der Herrenhalbschuhe stieg auch die Nachfrage nach Seidenstrümpfen in hohem Maße. Die diesjährige *Pelzmode* wendet sich besonders den neuerdings mit höchster technischer Vollkommenheit angefertigten Imitationen teurer Kürschnerwaren zu. Sollte diese Neigung des Publikums, die sich überraschend stark fühlbar gemacht hat, länger anhalten, so dürfte dies für den Rauchwarenhandel von größter Bedeutung sein. All diese Veränderungen im Geschmack des Publikums wirken natürlich auf die Produktion, die sich ja den Bedürfnissen der Abnehmer anpassen muß, sehr stark ein. Die Gegenwirkung, die Beeinflussung des Geschmacks durch die Produzenten, läßt sich seltener nachweisen. Als der Balkankrieg die Ausfuhr der deutschen Rattunwaren nach den Balkanländern lahmlegte, warfen die deutschen Rattunfabriken eine große Menge dieser Waren zu Schleuderpreisen auf den Inlandsmarkt. Die Folge davon war, daß diese bunten Muster Anklang fanden und nun auch für die anderen Zweige des Textilgewerbes in Anwendung kamen. So entstand die sog. *Balkanmode*. Männer, wie der bekannte Poiret, distillieren tatsächlich einem großen Teil des kaufkräftigen Publikums die Form, die Qualität und Art des Materials, das sie zu ihrer Kleidung verwenden sollen. Auch in der Möbelfabrikation läßt sich der Einfluss der Großproduzenten, die von Raumkünstlern unterstützt werden, nicht verkennen. Daß einzelne Gewerbe, die besonders stark dem Wechsel der Mode ausgesetzt sind, in ihrem Geschäftsgang häufig von der Modepolitik solcher „Geschmacksbildner“ abhängig sind, hat natürlich eine besonders große Überlegenheit der leistungsfähigeren Unternehmungen zur Folge.

× × ×



Spätsommerkostüm.



Übergangsrobe.

Phot. Mullin. Paris.

Schach.

Bearbeitet von J. Riese.

Alle auf diese Rubrik bezüglichen Zuschriften wolle man an die Schachredaktion des „Illustrierten Blattes“ richten.

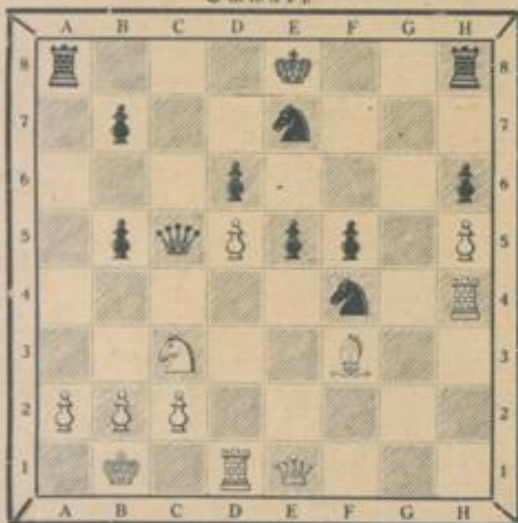
Die nachstehende interessante Partie wurde im Meisterturnier in Mannheim am 24. Juli gespielt.

Ungarische Eröffnung.

Weiße. 1. e2-e4 2. Sg1-f3 3. Lf1-c4 4. d2-d4 5. Sb1-c3 6. h2-h3 7. Dd1-f3 8. d4-d5 9. Lc1-e3 10. g2-g4 11. h3-h4 12. Le2-b5! 13. Lb5-e2 14. g4-g5! 15. 0-0-0

Schwarze. 1. e7-e5 2. Sg8-c6 3. Lf8-e7 4. d7-d6 5. Le8-g4 6. Lg4-f3 7. Sg8-f6 8. Sc6-b8 9. Sb8-d7 10. Sd7-f8 11. Dd8-d7 12. c7-e6 13. Le7-d8 14. Sg8-g8 15. Ld8-b6

Weiße führt den Angriff ganz vorzüglich. Stellung der Partie nach dem 24. Zuge von Schwarz.



Weiße. 30. Th4-f4! 31. De1-e6 32. Sd3-b5! 33. De6-d6+ 34. Dd6-f6 35. d5-d6 36. Td1-e1 37. Df6-g6+ 38. Lf3-d5 39. Dg6-f7+

Schwarze. 40. Df7-f8+ 41. Df8-e8+ 42. Ld5-b7 43. a2-a4 44. Lb7-d5+ 45. b2-b4 46. a4-a5 47. c2-c3 48. Te1-f1 49. a5-a6 50. Te2-f2 51. Tf1-f2

Schwarz gibt auf.

Ein Kochherd als Denkmal.



Phot. Kohnstein u. Giese, Berlin.

Der Verfasserin des weitverbreiteten praktischen Kochbuchs Henriette Davidis ist in ihrem Geburtsort Wengern an der Ruhr ein ganz eigenartiges Denkmal gesetzt worden. Das alte Pfarr-Witwenhaus, das die Autorin mit ihrer Mutter nach dem Tode des Pfarrers Ernst Heinrich Davidis längere Zeit bewohnte, mußte durch den Bau der neuen Eisenbahnlinie Witten-Barmen niedergedrückt werden. Die Bahnverwaltung hat nun den Kamin aus dem alten Hause, an dem Henriette Davidis ihre vielen Kochrezepte ausgedacht und ausprobiert hat, in eine der beiden Sandsteinmauern, die den Eingang zu der Unterführung bilden, eingebaut. Es ist dies wohl eines der eigenartigsten Denkmäler, die je gesetzt worden sind.

Haus und Küche.

Stachelbeeren in Zucker. Unreife Stachelbeeren werden von Stielen und Blüten befreit und solange mit etwas frischem roh feingebadenen Spinat in heißes Wasser gelegt, bis sie auf die Oberfläche steigen und weich sind, ohne zu platzen. Dann kocht man auf ein halb Kilo Frucht ein halb Kilo Zucker mit Wasser auf. Schäumt ihn aus und gießt ihn über die Stachelbeeren, die man auf dem Sieb hat rein abtropfen lassen und in eine Büchse gelegt hat. Am 2. Tage gießt man den Zucker wieder ab von den Stachelbeeren, kocht ihn nochmals auf, dann wird er kalt über die Stachelbeeren gegossen. Dies Verfahren wird dreimal wiederholt. Nach dem Erkalten füllt man sie in Gläser, verbindet sie mit Pergamentpapier und stellt sie in den Einnachschrank.

Nachbad verboten.

Köstelsprung.

•	weiter	so	grüße	hin	auf	•
erstam	und	wol	durch	hin	bers	hoch
so	büsten	ge	ich	bergen	und	wie
steht	zu	too	ken	schön	nich	innig
und	mit	auf	e	weiter	was	welt
•	trägt	hinn	klings	der	was	•

Umstellung.

Reise, Strom, Oberhof, Krönung, Wanderer, Bierbrauer, Seatenland, Sommernacht, Singstimmige, Vorträchten, Sonnenlicht. Die Wörter sind derartig untereinander zu stellen, daß die Diagonale von links oben nach rechts unten ein Lustspiel von Penzlin nennt.

Scherz-Rebus.



Füllrätsel.

Die Punkte sind derartig durch Buchstaben zu ersetzen, daß Wörter entstehen, deren Anfangs- und Mittelbuchstaben den Titel einer Oper von Richard Strauss nennen. In anderer Reihenfolge bezeichnen die Wörter: einen Schriftsteller, eine Stadt in Schonen, einen Autor in Italien, einen Muth in Frankreich, einen Schriftsteller, einen geistlichen Titel, eine Stadt in Rußland und eine Mule.

Postkarten-Rätsel.

Ernest Seelbors
Dessau

Aus Namen und Wohnort des auf der Karte genannten Herrn soll der Beruf desselben ermittelt werden.

Auflösungen.

Dexierbild.

Wenn man das Bild halbrechts dreht, findet man den Eigentum des Kartes links am Rande des Bildes.

Silberrätsel.

Werden Verlobt
London November
Joh Gertrud
Schiller Elster
Silber Ronnentwerth
Bliffingen.

Magisches Kreuz.

D H A
u r u
S e r o b e s
S o l l a n d
F l a f c b e
c e b
b n t

Humor.

Uneigennützig.

Rama: „Marichen, hier hast Du Geld, laß mir noch schnell einen Flanuluchen dafür!“ Am Fortgehen begriffen, ruft sie ihn noch einmal zurück, indem sie zu ihm sagt: „Da Du jetzt immer ein artiges Kind bist, laß mich Dir auch einen mitbringen“ und gibt ihm das Doppelte. Nach langer Zeit kehrt Marichen, auf beiden Waden laufend, ins Zimmer zurück, legt Rama die Hälfte des erhaltenen Geldes auf den Tisch und sagt: „Rama, sie hatten nur noch einen!“

..

Kinder und Karren...

„Du, Tüfel, hat der liebe Gott alle Menschen geschafsen?“ „Jawohl, mein Kind!“ „Hat er Dich auch gemacht?“ „Natürlich!“ „Dann hat er wohl sehr gelacht, wie er Dich fertig hatte!“



Zeitgemäßer Rat.

Hör Sie Nicht von jüdischen Argsschaulph?
Man hat Sie überall vermisht!!

Pianist und Kommerzienrat.

Pianist (in einer Gesellschaft): „Nun, Herr Kommerzienrat, Sie sehen ja so abgepaunt aus!“ Kommerzienrat: „Ja, mein Lieber, ich muß auch mehr arbeiten wie Sie, denn Sie verdienen doch Ihr Geld spielend!“ Pianist: „Da haben Sie recht, ich wünschte nur, daß ich Ihre Ruten dazu hätte!“

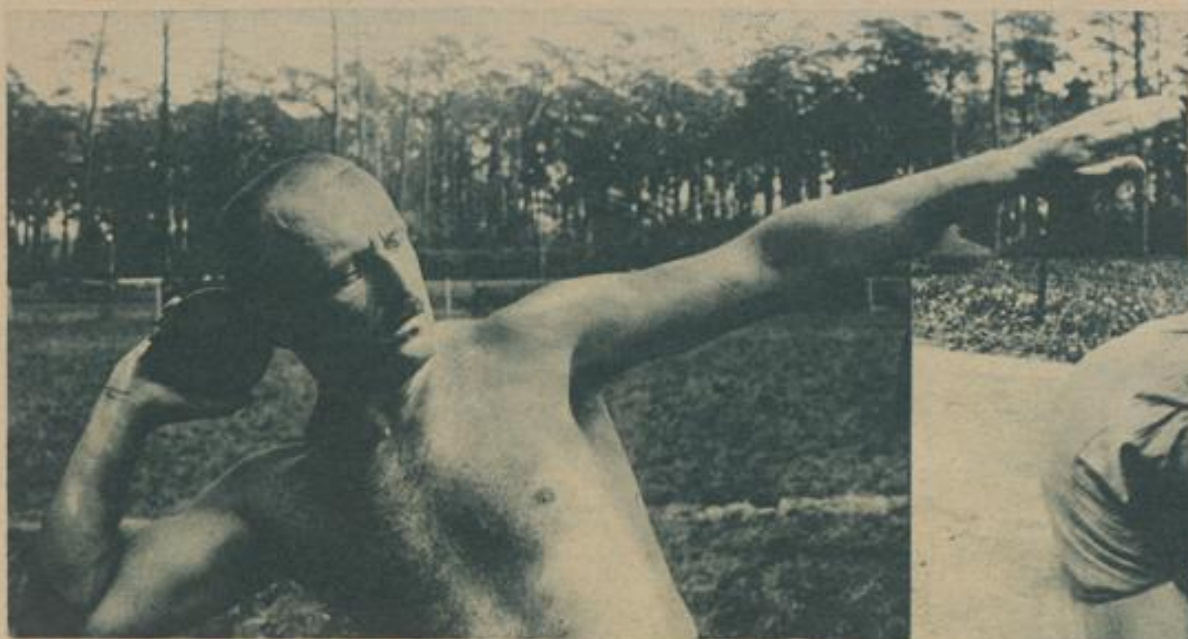
..

Druckfehler.

Das Kamel ist das einzige Tier, das nicht schwimmen kann. Kommt es ins Wasser, so legt es sich auf den Rücken und singt.

Eine Maschinenfabrik, die hauptsächlich Werkzeugzeuge, Rietmaschinen und ähnliches herstellt, ließ sich neue Kataloge drucken. Nachdem circa 1000 Stück davon versandt waren, fand man die Stelle:

Mit unseren mehrfach patentierten Archwerkzeugen stehen wir konkurrenzlos da. Der Produzent soll beim Lesen dieser Stelle die Archwerkzeugperrre bestimmen haben.



Clees, einer der aussichtsreichsten Kandidaten in Wurfübungen beim Training im Diskuswerfen.

Trotz der schweren Zeit finden im Stadion im Grunewald Unterrichtskurse für Leichtathleten statt, die aus allen deutschen Landesteilen zusammengekömmt sind und durch besonderes Training auf die Olympiade 1916 vorbereitet werden. Es handelt sich stets um solche Leute, die bereits über ein gutes Können verfügen und sich auf ihrer bisherigen athletischen Laufbahn genügend hervorgetan haben, die aber trotz ihrer guten Leistungen noch keine Weltrekordzeiten erreichen konnten. Es wird ihnen im Stadion unter Leitung der bekannten Sportlehrer Waiher und Dörr und Busch gezeigt, welche Fehler sie noch an sich haben und wie sie sie unterlassen müssen. Schlechter Stil wird ausgemerkt, kurzum, jeder einzelne wird in seinem jeweiligen Sportzweig so lange bearbeitet, bis auch der kleinste Fehler verschwunden ist und sein Stil ein absolut einwandfreier und hervorragender genannt werden kann. Es ist nun interessant im Bilde zu sehen, wie diese Arbeit vor sich geht. Sollte der Ruf zu den Waffen ergehen, werden auch diese Arbeiten ihre Früchte zeigen.



Vorbildliche Startstellung eines Kurzstreckenläufers.



Sportlehrer Waiher erklärt seinen Schülern die Muskelarbeit eines Läufer.



Der Menschenstrom vor der „Frankfurter Zeitung“ in dem Augenblick, da die Mobilmachung verkündet wird.



Die Ansprache des kommandierenden Generals v. Schenk am Schaumainkai in Frankfurt a. M.